Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und

Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 90 (1912)

Artikel: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur

neuen Bundesverfassung: 1833-1848: erster Teil

Autor: Burckhardt, Paul

Kapitel: Bauunternehmungen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006953

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was die Behörden und auch die Bürger, die das Theater selten oder nie besuchten, am meisten beschäftigte und zu einer eigentlichen Staatsaffare zu werden drohte, das war die Frage der Sonntagsvorstellungen. Schon bevor das neue Theater bestand, wurde von seinen Freunden der Versuch gemacht, dem "Bannfluch des Dietismus" zu troken und das Sonntagstheater für alle die zu erobern, die am Werktag feine Zeit zum Besuch hatten und denen am Sonntag das Ronzert verschloffen war. Nachdem diese erste Petition abgewiesen worden war, vergingen acht Jahre, bis die Rommiffion felbst im Dezember 1842 mit der erneuten Bitte um Gestattung sonntäglicher Vorstellungen an den Rat gelangte. Diese Petition trug über 200 Unterschriften. Nun ließ der Rat die Frage durch das Justizkollegium, den Kirchenrat und den Stadtrat prüfen, und die Folge war eine nochmalige Abweisung des Gesuches durch alle Instanzen; auch der große Stadtrat und der Große Rat waren in ihrer Mehrheit gegen das Sonntagstheater. Die Gründe waren erstlich religiöser Urt: der Sonntagsfriede muffe gewahrt bleiben; fonntägliche Theateraufführungen ftänden im Widerspruch zu den frommen Sitten unseres chriftlichen Staates. Wenn von den Theaterfreunden das Beispiel von Bern, Zürich, Genf und Laufanne, wo man Conntags spielte, angeführt wurde, so wies der Volksbote auf Neuenburg oder Elberfeld hin, die überhaupt kein Theater hätten, und auf den englischen und amerikanischen Sonntag. Im Stadtrat wurde fodann ausgeführt, das Theater fei doch keine Bildungsschule, sondern ein Vergnügen und eine Quelle leichtsinniger Ausgaben für die Unvermöglichen; es bringe Unordnung in manche Sandwerkerfamilien, wenn die Gefellen vom gemeinsamen Nachtessen fortblieben, und auch der Fabrikarbeiter werde dem Sause entfremdet. Im Großen Rat wurde unter anderm daran erinnert, es sei vor kurzem das Stück "Der Weltuntergang durch den Kometen" aufgeführt worden und am andern Morgen sei darauf ein warnungsvoller Erdstoß erfolgt.

Der wüste Gassenspektakel, den an einem Sonntagabend im Januar 1843 Alrbeiter und Gesellen vor dem erleuchteten Rasino machten, um das Ronzert der bevorzugten Vornehmen zu stören, schadete den Vestrebungen der Theaterfreunde nur. Freilich war die flegelhafte Demonstration nur der rohe Ausdruck einer begreislichen Entrüstung über ungleiche Vehandlung. In Vroschüren und Zeitungsartikeln wurde der Krieg noch Jahre lang fortgesetz; aber der sesse der Regierung wurde nach und nach erschüttert: im Winter 1845 gab man zum erstenmal dem Theater drei Sonntage frei, und im folgenden Jahr erließ der Rat ein sestes Regulativ sür die Sonntagsvorstellungen. Diese Wendung hing bereits mit den politischen Ereignissen zusammen.

Bauunternehmungen. Die baulichen Beränderungen, die die sogenannte Resgenerationszeit der Stadt Basel brachte, entsprachen so ziemlich ihrer gesamten damaligen Entwicklung. Reine rasch verlaufende Berwandlung erfolgte, wie etwa in Zürich;

Mauern und Schanzen blieben stehen und auch im Innern verschwand die mittelsalterliche Physiognomie noch nicht. Und doch war in drei Jahrhunderten nicht so viel gebaut und verbessert worden, wie jetzt in den drei Jahrzehnten von 1820-1850. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts waren noch alle Baumeister Basels Maurers oder Zimmermeister gewesen; nun aber begannen künstlerisch ausgebildete Männer die Baupläne zu entwersen. Melchior Berri war der erste Alrchitekt, der in Deutschland, Italien und Frankreich seine Studien gemacht hatte.

Ein Kritiker des Basler Bauwesens entwirft folgendes Bild, wie sich die Stadt im Jahr 1839 einem Befucher äußerlich präsentiere: Auf schlecht nivellierten, baumund schattenlosen Strafen, zwischen ungeschorenen Secken, an meist geschmacklosen Landhäusern oder an vielen Gartenhäuschen vorbei über Promenaden voll Schutt und Baumaterial kommt der Fremde zu den Toren, die ihm höchstens ein kleines Landstädtchen versprechen. Geht er durch die winkligen Gaffen, so wird ihm der Stil der Privatgebäude sicherlich nicht sagen, daß er im Zentrum des schweizerischen Sandels und in einer wohlregierten Republik ift. Alls die Gründe, warum trot vielen Unternehmungen und Ausgaben kein rechter Fortschritt zu sehen sei, gibt der Rritiker an, es fehle an planmäßigem Vorgehen, überhaupt an einem allgemeinen Bauplan; Bafel habe viele, viele Baubehörden, aber ihr Geschäftsgang sei schleppend und der Eigenfinn sei oft stärker als der Geschmack und die Sachkenntnis. Die zulett angeführten Vorwürfe werden auch von L. A. Burchardt in seinem "Gemälde des Rantons Basel" bestätigt. Daß ferner der Sinn für die Erhaltung schöner alter Bauwerke oft fehlte, beweist u. a. die Vernachläffigung der Barfüßerkirche und ebenso der Predigerkirche, die zu spät erst auf die Vorstellungen der antiquarischen Gesellschaft hin von den Schädigungen des dort untergebrachten Salzmagazines befreit wurde; den häßlichen Umbau der St. Allbankirche und die geschmacklosen Verschönerungen mehrerer Tore hatte auch die romantische Richtung in der Runft weder verhindert noch durch Befferes ersett. Was diese "Neugotit" an künftlerischen Bauten schuf, war nicht sehr erfreulich; dahin gehört zum Beispiel der Ausbau der Lesegesellschaft oder die Faffade der Spinnwetternzunft und des neuen Rleinbasler Gefellschaftshauses.

Die innern Gräben waren damals schon aufgefüllt; jest mußten auch die innern Tore zum Teil fallen: der Aschen- und der Spalenschwibbogen und das Rheintor. Das Straßenpflaster wurde seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder in Jahren 1820—1840 nach und nach erneuert, auch wurden einzelne Straßen ganz neu gepflastert, nivelliert und die meisten mit Trottoirs versehen. Oft ragten aber die Stusen der Türtreppen und die "neumodischen" Schuheisen so weit hervor, daß sie den Wanderer auf dem "reinslichen und sichern" Pfad gefährdeten. Die Reinlichkeit der Stadt, die von Fremden hoch gerühmt wurde, durste freilich nicht überall streng nachgeprüft werden. Wogroßer Verkehr war, lag immer viel Unrat und die Urbeiter des städtischen Vauamtes,

die "Lohnämtler", waren wegen ihrer Bequemlichkeit berüchtigt. Eine ungemütliche Aufrüttelung brachte jedesmal das Serannahen einer Seuche; als im Sommer 1835 die Cholera von Italien her drohte, wandte sich das Sanitätstollegium an den Rat mit der Bitte, eine "namhafte Abhilfe" gegen die Gefahren zu treffen, die besonders der Birsig, diese weit offen stehende Kloake, mit sich bringe. Es folgte darauf eine Kundmachung E. E. Stadtrats, es müßten alle Straßen und auch das "Beet" des Birsigs möglichst rein gehalten werden und man dürse nur leichten Kehricht hinein=wersen, der weggeschwemmt werde. Man sprach damals auch von einer Überwölbung des Bachs, deren Kosten durch freiwillige Subskription zusammengebracht werden müßten. Aber es geschah vorderhand nicht viel. Erst 20 Jahre später, als die Cholera wirklich unsere Stadt heimsuchte, gab es eine gründliche und rücksichtslose Untersuchung der gesundheitlichen Verhältnisse und eine neue Ordnung begann.

In einer Sache war der Vorwurf der baslerischen Zopfigkeit nicht unbegründet, nämlich in der Straßenbeleuchtung. Eine folche beftand erft feit 1829. 240 "schläfrige" Öllichter erhellten die Straße, aber die "Ökonomiewut der verehrlichen Beleuchtungskommiffion", über die im Tagblatt gescholten wurde, war schuld daran, daß der größte Teil der Laternen zwischen 11 und 12 Uhr nachts "mit ihren sparsamen Lichtlein Feierabend gemacht hatten". Da die Säuserbesitzer die Beleuchtung bezahlen mußten, wurde viel rasonniert. So klagte einmal Meister Tschientschy am obern Spalenberg in der Zeitung, man habe ihm zweimal die Öllampe vor dem Saus nicht angezündet; er zahle doch auch die Beleuchtungssteuer und liebe das Licht mehr als die Finsternis. Die Einführung des Gases wurde zwar schon in den dreißiger Jahren mehrmals besprochen, aber immer zu teuer gefunden. Seit 1843 und 1844 brannten die Gaslaternen in den Straßen von Bern und Genf; nun bildete sich auch in Basel eine Gesellschaft für Gasbeleuchtung, die dem Stadtrat das Unerbieten machte, von fich aus binnen zwei Jahren ohne Julage von der Stadt 275 Gaslaternen einzurichten, und zwar um die gleiche Summe, die bisher die Ollaternen gekostet hätten. Rur sollte die Stadt einen Plat vor dem Steinentor für die Gasfabrik unentgeltlich abtreten. 2lm 9. November 1844 wurde im Gasthof zum Wilden Mann die erste Probe einer Gasbeleuchtung vorgenommen. "Aus mehreren Gasschnäbeln strömte seit Anbruch der Nacht einige Stunden lang das reinste und schönste Licht, wobei sich lauter als je der Wunsch und die Zuversicht kundgab, recht bald Stragen und Säuser beleuchtet zu sehen." Die Zuversicht war aber um acht Jahre zu früh. Denn da und dort zweifelte man überhaupt noch an der Zweckmäßigkeit des Gases für Basel; im Intelligenzblatt hieß es, es wären ja doch mehr Laternen nötig, als vorgesehen seien; das wäre aber ein unnötiger Lugus, die Stadt brauche nicht wie eine Residenz erhellt zu sein. Man fürchtete auch, bei der Lage der Gasfabrik vor den Mauern könnten raubgierige Nachbarn oder eine politische Partei durch die Berftörung der Röhren die Stadt plößlich in Finsternis versetzen. Jedenfalls wollte der Stadtrat nichts überstürzen und keine Rosten wagen. So blieb es vorläufig beim Alten. Erst im Verlauf des Jahres 1852 wurde die Gasbeleuchtung wirklich einsgeführt.

Die wichtigste Strafenbaute war die Erweiterung der Eisengaffe, die Ende der dreißiger Jahre erfolgte. Diese enge und unebene Gasse war eine der belebtesten Straßen, da hier vom St. Johanntor und von der Rheinbrücke her die Wagen auf dem Weg zum Raufhaus oder zur Post zusammentrafen; Diligencen und schwere Güterwagen brauchten wegen der Steigung und Senkung der Eisengaffe Vorspann. Un der schmalsten Stelle, die noch dazu ein Knie bildete, konnten zwei Lastwagen nicht aneinander vorbei; eine Schildwache ftand hier zur Beauffichtigung des Verkehrs. Dazu verdunkelte das massige Rheintor die enge Gasse noch mehr. Schon am 26. Oktober 1835 wurde im Stadtrat der Untrag gestellt, diesen unerträglichen Zuständen durch eine umfaffende Rorrektion ein Ende zu machen. Staat und Stadt, "die rechte und die linke Rocktasche", halfen einander dabei aus. Das Rheintor samt seinem Unbau, die alte Schiffleutenzunft und die Solzbuden auf der Brücke wurden niedergeriffen, so daß Licht und Raum am Eingang der Eisengaffe entstand. Nachdem auch die alten Säufer an der Vergfeite einer "imposanten" Reihe von Neubauten Platz gemacht hatten, erfreute sich die neuangelegte Eisengasse einer Fahrbreite von 22 Fuß; dazu kamen die beiden Trottoirs von fünf und drei Fuß. Allzuviel war das freilich nicht, und schon während der Arbeit wurde geklagt, das Resultat entspreche dem Rostenaufwand von 400,000 Fr. nicht. Inzwischen war das heimelige alte Richthaus auf dem Rleinbaster Ufer abgebrochen und das neue Saus der drei E. Gefellschaften der mindern Stadt an derselben Stelle gebaut worden; den Plan dazu wie auch zur neuen Spinnwetternzunft hatte Amadeus Merian entworfen.

An der Rheinbrücke wurde nach langer, mühsamer Arbeit der Umbau des sogenannten Bärenfelserjoches im November 1840 beendet. Bon einer gründlichen Erneuerung der ganzen Brücke war zwar oft die Rede, aber der Große Rat lehnte einen solchen Borschlag der Regierung ab. Es wurden auch mehrere Projekte gemacht, an Stelle der alten eine neue Rheinbrücke mit gußeisernen Bogen zu bauen. Andere Pläne bezweckten eine Berbindung beider Ufer an der Stelle, wo jest die Wettskeinbrücke steht. In den vierziger Jahren legte eine Gesellschaft, an deren Spiße August Stähelin, Stadtratspräsident Bischoff, Alrchitekt Riggenbach u. a. standen, den Behörden den interessanten Plan einer großen Kängebrücke vor. Auf 60 Fuß hohen Stützpfeilern in Form von Toren oder Obelisken sollte die Kängebrücke ruhen. Damit sie die horizontale Richtung behalte, war eine Senkung der Jugangsftraße vom Allbanschwibbogen vorgesehen; auf der Rleinbasler Seite aber sollte eine neue hohe Brückenstraße gebaut werden, deren Stützmauer die niedrigere Stadtmauer erset

hätte, so daß die Stadt doch geschlossen geblieben wäre. Ihre Ausmündung hätte sie auf dem Holzplatz beim Riehentor gefunden. Der Rosten wegen, die auf 700,000 Fr. berechnet wurden, sollte die Brücke nur 22 Fuß breit werden. Da aber die Zeit für gewagte Unternehmungen sehr ungünstig war, wurde der Plan dem Stadtrat zur Ausbewahrung für bessere Tage übergeben und blieb hier liegen.

Wie groß schon die Beränderungen auf dem linken Rheinufer ums Jahr 1840 einem Baster erschienen, geht aus folgender Schilderung des Volksboten hervor: "Un der alten, schmalen Schifflande neben dem Salzhaus und dem Salzturm lagen einst die kleinen Frachtschiffe, wo über dem Rohlenfeuer der fremde Schiffer sein sparsames Mahl bereitete. Jest ift die neue, breite, schöne Schifflände über und über mit Raufmannswaren überdeckt und große Dampfschiffe liegen vor Unker. Und wer über die Rheinbrücke geht, der kennt sein altes Basel fast nicht mehr! Wie in eine Söhle schritt man durch das Rheintor in die Eisengasse; jest sind die alten Türme verschwunden und eine schöne, breite Gaffe öffnet sich." Im November 1842 begann man auch den alten, ehrwürdigen Gafthof zu den drei Rönigen niederzureißen, und ein neues dreiftöckiges Gebäude mit einfacher, aber vornehmer Faffade wurde erbaut. Dieses größte Sotel Basels, an deffen Front wieder die drei frisch bemalten, steinernen Rönige franden, enthielt nun 150 3immer und 15 Salons. Ein folcher Bau war auch gerechtfertigt; denn die damaligen Gasthöfe hatten zwar den Ruf trefflicher Bedienung bei mäßigen Preisen; manche aber waren unpraktisch eingerichtet und boten ber wachsenden Zahl der Reisenden zu wenig Raum. Von andern bedeutenden Privathäusern, die in jener Zeit errichtet wurden, sei nur noch der Schildhof (die heutige Sandelsbank) erwähnt, den Oberst Stehlin und Baumeister Seimlicher nach französischen Plänen erbauten.

Die vierziger Jahre brachten dem Gemeinwesen neue große Aufgaben und Unternehmungen. Für den immer wachsenden Sandel und Transitverkehr war die Errichtung eines neuen Raufhauf nußes eine dringendes Bedürfnis. Das alte Raufhauß an der Freien Straße mit seinem prächtigen Sofraum konnte schon lange nicht mehr der Aufgabe genügen, als Ablage für die meisten nach Basel bestimmten oder durchgehenden Waren zu dienen. Außer dem Rheinlagerhauß mußten noch gemietete Lokale, z. B. die Barfüßerkirche, außhelsen. Troßdem versperrten oft ganze Wagenburgen die Freie Straße. Da die Gerbergasse sowieso seit Jahren als Auf- und Abladeplat vom Morgen bis in die späte Nacht verwendet wurde, war der städtische Verkehr in den inneren Quartieren zeitweilig ganz abgeschnitten. Als dann durch die Verlegung des Spitals, von der unten die Rede ist, das Areal des ehemaligen Var- füßerklosters frei wurde, war der Zeitpunkt und der Platz zu einem Neubau gegeben; denn daß ein Raufhauß auch künstig troß der nahenden Eisenbahn nötig sei, war nach reissicher Prüfung durch verschiedene Rollegien entschieden worden. Die Rosten des

Neubaues übernahm größtenteils die Stadt, die nun die alleinige Eigentümerin des Raufhauses werden sollte; sie übergab dafür dem Staat das alte Gebäude, das bereits als künftige Post in Aussicht genommen war; ferner überließ sie ihm die ausschließliche Benützung des Rathauses. Dagegen war ihr für später das alte Postgebäude zugesichert. Ein Tauschhandel, der für das sonderbare Verhältnis der beiden Gewalten recht bezeichnend war.

Am 15. Juni 1846 bewegte sich ein festlicher Jug von der Freien Straße dem Barfüßerplatz zu: Die 100 Beamten, Spanner und Spetter des Raufhauses geleiteten 13 schwerbeladene, mit Guirlanden bekränzte Frachtwagen zu den neuen Gebäulichsteiten. Neben der umgebauten Barfüßerkirche erhoben sich drei zinnenbekrönte Tore aus Solothurnerstein, durch die künftig die Waren aus der Schweiz, aus Deutschland und aus Frankreich ein- und ausziehen sollten. Nach der kurzen Feier in der Rirche begann sogleich das Arbeitsleben in den neuen Räumen. Der Umbau des alten Raufbauses zur Post wurde aber erst in den fünfziger Jahren durchgeführt.

Bur gleichen Beit, da der Plan des neuen Museums Geftalt gewann, war eben ein anderes großes Werk vollendet worden, das der gemeinnützige Sinn Basels erbaut hatte, das neue Spital im Markgräflichen Sofe. Das alte Spital, deffen Gebäulichkeiten sich vom "Sodeck" bis gegen die Streitgasse ausgedehnt hatten, war schon längst in bedenklichem Zuftand gewesen. Der "vordere Spittel" gewährte in etwa 30 Zimmern durchschnittlich 175 Rranken und Pfründnern Aufenthalt. So war das Saus meist überfüllt und reichte doch lange nicht aus; Dienstboten und Gesellen mußten daher oft im Sause ihrer Meister und Serrschaften verpflegt werden. Von vernünftiger Absonderung war gar keine Rede; im gleichen Zimmer lagen Genesende neben Pockenkranken, nur durch eine spanische Wand geschieden; die Badeeinrichtung war durch einen Sof von den Rrankenzimmern getrennt. Da ein Garten fehlte, lungerten die Pfründer auf der Straße herum und bettelten die Vorübergehenden an. Die berühmteften Geftalten unter ihnen waren die beiden von Seß verewigten Genoffen Niggi Münch und Boppi Reller. Noch schlimmer stand es im hintern Spital, im sogenannten Almosen, wo etwa 70-80 Beisteskranke jeder Art: Tobfüchtige, Schwermütige, Idioten, Epileptiker und außerdem noch zahlreiche Trinker in 22 3immern oder Zellen zusammenhauften. Die Tobsüchtigen waren in 2 großen, in Blockhäuser abgeteilten Galen eingesperrt. Sier hielt ein Sausmeifter mit Silfe der Retten, der schweren Fußblöcke und des Ochsenziemers die Ordnung unter den Unglücklichen aufrecht. Die mit ekelhaften Rrankheiten Behafteten waren noch im alten Siechenhaus zu St. Jakob versorgt.

Eine Verbesserung der Spitaleinrichtungen war schon vor den Wirren als nötig angesehen worden; aber erst als der Große Stadtrat am 23. Juni 1834 sich bereit erklärte, den Markgräslichen Sof, der Eigentum der Stadt war, zu diesem Zweck her=

zugeben, bekamen die allgemeinen Wünsche eine bestimmte Richtung. Auch das Pflegamt erklärte sich für einen Neubau, nicht für ein Flick- und Stückwerk. Sachkundige Männer — es waren außer den Spitalbeamten Prosessor Jung und Architekt Stehlin — wurden beauftragt, verschiedene deutsche Spitäler zu besuchen und eine Spezialkommission prüfte die Projekte des Umbaues. Die Vorzüge des Markgräslichen Soses mit seinen weiten Räumen und seinem prächtigen Garten bestimmten die Behörden, von allen andern vorgeschlagenen Vaupläßen abzusehen, und am 27. Juni beschloß der Große Stadtrat, den alten Palast in ein Krankenhaus, ein Pfrundhaus und eine Irrenanstalt umzuwandeln. Auch die Verwaltung der Armenherberge wurde mit dem Spital vereinigt, aber erst 1853 fand sie im ehemaligen "Voktorgarten" am Petersgraben ihr neues Quartier.

Der Plan zum Neubau wurde nach den Ideen des Jürcher Architekten Wegmann von Christof Riggenbach ausgearbeitet. In Jürich wurde in denselben Jahren das große Rantonsspital auf Staatskosten erbaut. In Basel aber rechnete man von vornherein auf die Silse der wohltätigen Bürgerschaft und mit Recht. Denn bald liesen so große Geschenke ein, wie sie bisher außer als Legate Verstorbener fast nie vorgekommen waren. Im ganzen wurden 276,000 Fr. a. W. gestistet, nach dem heutigen Geldeswert wohl eine Million, darunter waren fast 1200 Spenden unter 100 Fr., so daß das neue Werk sein Entstehen wirklich der Mithisse weiter Rreise der Vürger und Einwohner verdankte. Der ganze Vau kostete 638,000 Fr. a. W.; aber durch den Verkauf der alten Liegenschaften gewann die Vehörde gegen 300,000, so daß die wirklichen Rosten zum größten Teil aus den freiwilligen Gaben bestritten worden waren.

Arankenhaus, das bequem Plat für 150 Kranke bot, ein Pfrundhaus mit etwa 160 Betten und ein Irrenhaus, das abseits an der Lottergasse ftand. Die innere Lusstattung, rühmte die Basler Zeitung, grenze beinahe an das Luxuriöse; alles Praktische sei nach Beobachtungen in den vorzüglichsten Seilanstalten Deutschlands eingerichtet worden. Im Lvisblättchen war sogar das fromme Bedenken geäußert worden: "Paßt das schloßähnliche Sospital für ein Saus, wo Demütigung insolge von Berarmung, Gebrechen und Krankheit eingebrochen ist?" Indes war kein Grund zur Überhebung vorhanden, weil troß dem Erreichten noch manche Mängel da waren. Besonders im Irrenhaus stand es noch schlimm, da die gewünsichte Trennung der Kranken nicht durchgeführt werden konnte und ihm immer wieder junge und alte Trunkenbolde zwangsweise zugeführt wurden. Denn die Beratungen der Gemeinnüßigen Gesellschaft und des Stadtrates über die Einrichtung einer Iwangsarbeitsanstalt für Liederliche führten zu keinem Resultate. Der hochverdiente Irrenarzt Prosessor Friedrich Brenner, der erste Lehrer der Psychiatrie in der Schweiz, der schon vorher für die Verbesserung

der Irrenbehandlung eingetreten war, protestierte öffentlich gegen die immer noch vorshandenen Mißstände. Erst 1853 wurden sie beseitigt, als in Verbindung mit der Rorrektion der Lottergasse das neue Versorgungshaus erbaut wurde, das eine bessere Unterbringung der Geisteskranken möglich machte.

Induftrie, Sandel und Warenvertehr. Den erften Rang unter den Baster Industriezweigen nahm unbeftritten die Band fabrikation ein. Geit dem Unfang des Jahrhunderts war sie gewaltig emporgeblüht; in den vierziger Jahren waren 3000 bis 4000 Bandstühle in Tätigkeit. Weitaus die meisten von ihnen ftanden in den niedrigen Stuben der Baselbieter Bauernhäuser; doch arbeiteten auch zirka 600 Webftühle in den städtischen Fabrikräumen. Die Zahl der in der Stadt wohnenden Arbeiter und Angestellten wuchs in der Zeit von 1837 auf 1847 von 1500 auf 2200. Im ganzen gaben um die Mitte des Jahrhunderts die Bandfabriken etwa 16,000 Menschen Arbeit und Unterhalt. Ihren Aufschwung verdankte diese Industrie vor allem der Regsamkeit der kapitalkräftigen Fabrikanten, die die Verhältnisse des Weltmarktes klug auszunüßen verstanden. Die verbefferte Mechanik der Webstühle, besonders der Jacquardstühle, erhöhte die Leiftungsfähigkeit der Fabriken; bereits gab es auch in der Stadt mehrschifflige, von Dampfmotoren betriebene Stühle. Die Chefs, die früher die Besorgung der Fabritate mehr ihren Ungeftellten überlaffen hatten, studierten jest felber die Details, hauptsächlich die künstlerische Ausstattung der neuen sogenannten fassonnierten Bänder. Man berechnete ums Jahr 1840, daß der Wert der jährlichen Ausfuhr von Bändern ungefähr 10 Millionen Franken betrage. Deutschland und Nordamerika boten den größen Abfat, 70% aller Bänder wanderten dorthin; nach England und Frankreich nur je 12 und 10%. Daß aber sogar in Paris troß der französischen Ronkurrenz die reich verzierten Modebander Abfat fanden, war der größte Erfolg der induftriellen Tüchtigkeit Basels. Die Bänder waren verhältnismäßig billig, weil der Rohftoff ohne hohe Zölle nach Basel gebracht wurde und die Arbeitslöhne niedrig waren.

Alls notwendige Ergänzung der Vandfabrikation konnte die Seidenfärberei gelten, die auch im Junehmen begriffen war und 1847 bereits 150 Gesellen beschäftigte. Die baslerischen Seidenstoffabriken hatten ihre Stühle meist im Virseck und im Verner Jura, wo etwa 1000 Weberinnen für sie arbeiteten; sie führten ihre Produkte hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten, wo die schweizerischen Seidenstoffe bis 1841 zollfreien Eingang fanden. 1824 war durch J. L. Allioth die erste schweizerische Floretspinnerei eingerichtet worden; jest gab es zwei solche Fabriken in Vasel, von denen die eine auf landschaftlichem Voden stand; zahlreiche Seimarbeiter in der Urschweiz halfen die Floretseide kämmen. Außerhalb des städtischen Vodens arbeiteten auch zwei Vaum-wollspinnereien baslerischer Fabrikanten. Nach der Vandindustrie beschäftigten die Tabakfabriken am meisten Alrbeiter in der Stadt selbst; sie lieferten ihre Schnupf= und